

schliessend — „ist eine notwendige Einleitung zu einer mehr philosophischen Behandlung der Gesellschaft als Organismus; sie ist aber doch nichts als eine Einleitung“ (S. 516).

Wir sehen, Marshall hebt allerlei schwache Punkte seiner Gleichgewichtstheorie hervor, denkt aber dabei an die Hauptsache — an die Definition des „Normalen“, nicht; und doch liegt die Frage sehr nahe, ob dieselbe zweckmässig sei, zumal sie doch nichts anderes aussagt, als dafs die betreffenden wirtschaftlichen Tatsachen wirtschaftlichen Gesetzen unterworfen seien. Da nun aber alle wirtschaftlichen Erscheinungen dieser Bedingung genügen, so scheint diese Definition des „Normalen“ im Wirtschaftsleben zum mindesten unfruchtbar zu sein, und es ist unschwer, den Nachweis zu führen, dafs der Sinn der Marshallschen Ausführungen gar nicht wesentlich geändert werden und gar nichts an Klarheit einbüfsen würde, wenn dieser Begriff wegbliebe. Genau so verhält es sich mit dem Begriff des „Gleichgewichts“, für den ja Marshall selbst in der realen Welt nur geringen oder keinen Anhalt findet. Da aber, abgesehen von dem unwahrscheinlichen Fall völlig stationärer Zustände, das „Gleichgewicht“ nur annäherungsweise angenommen werden kann, so ist es klar, dafs auch Marshalls weitere Unterscheidung von „normalen“ und „unternormalen“ Gleichgewichtszuständen völlig in der Luft schwebt. Angesichts der von ihm selbst zugegebenen Unbestimmbarkeit der „Länge“ oder „Kürze“ des betreffenden Zeitabschnittes, fragt es sich, was durch eine derartige Auseinanderhaltung gewonnen wird, zumal jeder beliebige Zustand unter eine von diesen zwei Gleichgewichtsarten subsumiert werden kann; m. a. W. damit wird der Willkür Tür und Tor geöffnet. Sieht man aber auch von diesen Bezeichnungen Marshalls ab, so kann der ihnen zugrunde liegenden feinen Beobachtung keineswegs die Bedeutung abgesprochen werden; zweifellos richtig ist nämlich nur die Feststellung, dafs die Nachfrage weniger Zeit als das Angebot zu ihren Schwankungen beanspruche. Wie wenig